

Das Leben wird vorwärts gelebt  
und rückwärts verstanden.

*Søren Kierkegaard*

**Intermezzo –**

**Fortschritt braucht Zeit**

Peter Heintel

Festrede  
anlässlich der Vollendung der dritten Baustufe  
des Lakeside Science & Technology Park  
am 23. November 2010

Eine »Festrede« soll im Intermezzo, im Zwischen-  
spiel, in der Unterbrechung gehalten werden. Festlich  
soll innegehalten werden mit Blick auf Geleistetes,  
Erfülltes, Erreichtes, herausgestellt aus dem Alltag  
ständig drängender Verpflichtungen, einem durch-  
gängigen Ablauf der Zeit, in dem ein Ereignis dem  
anderen die Hand reicht, in lückenloser Abfolge,  
soll ein Fest unterbrechen, feiernd zusammenführen,  
was zum Gelingen des Erreichten beigetragen hat.

Einmal Stehen bleiben, sich umsehen, Weg-  
gefährten wahrnehmen und zusammenführen, stolz  
sein dürfen, sichtbar werden nach außen hin, von  
dort her Anerkennung bekommen, für all das gewährt  
die tägliche Verpflichtung in Beruf und Arbeit  
wenig Raum.

Und wie wir dort auch mit Lob und Anerken-  
nung recht sparsam umgehen gelernt haben, scheinen  
wir einen guten Zugang zum Feiern, in dem wir uns  
selbst darstellen, selbst loben dürfen, verloren zu  
haben. Fast schämen wir uns der Selbstbekundungen  
und verdecken unsere Unsicherheit mit falschem  
Pathos oder herunterspielender Selbstironie. Ersteres  
kommt meist von außen, den Repräsentanten, die  
in formalen Floskeln ihre Rednerpflicht hinter sich  
bringen; Zweiteres von innen, man will ja in aller  
Bescheidenheit nicht der Selbstüberhöhung  
verdächtig werden.

Eine »Festrede« in diesen Schwebestand  
hinein zu halten ist daher kein leichtes Geschäft.  
Noch dazu mit obiger Titelvorgabe in gegenwärtiger  
Situation: Was soll sie, einem Unternehmen gegen-  
über, das sich in seinem Fortschreiten gleichsam  
selbst überholt hat, 2010 das erreicht hat, was erst  
für 2015 geplant und vorgesehen war? Wie soll man  
Zeit dort einmahnen, wo der Traum aller Planung

in Erfüllung gegangen ist, eher und zwar viel früher fertig zu werden, als man vorhatte? Ziemt es nicht eher einer Festrede gerade auf diese Leistung gebührend hinzuweisen, mit beizutragen, dass man sich ohne schamhafte Einschränkungen selbst gehörig feiert? Und ermuntert nur so weiter zu verfahren, den Erfolg zu prolongieren?

Nähere Erkundigungen haben Zweifel in mir aufkommen lassen. Würdigungen seien anderen vorbehalten, meine Aufgabe sei es gerade wegen des Erfolges, der Frage nachzugehen, welche Zeit ein Fortschritt braucht, will er sich als solcher verstehen und genießen können; innehalten, in Ruhe zurückblicken, eine Standortbestimmung vornehmen, sich nicht durch die offensichtliche Geschwindigkeit verführen lassen, im gleichen Tempo, womöglich noch schneller weitermachen.

Was erfolgreich ist fortzusetzen, nichts ist naheliegender. Aber wie wir wissen, **Erfolg macht auch »lernresistent«**. Vielleicht ist das frühere »Fertig-Werden« Anlass und Chance, sich eine unterbrechende Ruhe zu gönnen, die nicht einfach Ausruhen auf seinen »Lorbeeren« bedeutet, sondern sich intensiver den Fragen zu stellen: Soll es so weitergehen, gibt es Alternativen, soll ein neues Kapitel aufgeschlagen werden?

2010, eine »runde Zahl«; sie eignet sich vielleicht besser als 2015; zumal, wenn in ihr vorweggenommen werden kann, was später erst erreicht werden sollte. Für Feste, Jubiläen eignet sich offensichtlich in besonderer Weise eine Zahl mit möglichst vielen Nullen. Die Hysterie um die Jahrtausendwende war wohl ein beredtes Zeugnis. Die Faszination der Null gab es immer schon, und es dauerte auch in unserer Tradition lange, bis sie ins Zahlenwerk

eingeführt wurde und Rechnen ganz anderer Art wie früher ermöglichte. Im Mittelalter war sie »nulla figura«, also etwas, das keine Figur, keine Gestalt hatte. Eignet sie sich gerade deshalb für die Magie des Feierns? Jedenfalls kann sie zweierlei symbolisieren: Das »Nichts«, das »Unbekannte« und das »Runde«, das In-sich-selbst-Zurückkehrende. Beides gibt einem Fest, einem Jubiläum substanziellen Hintergrund und charakterisiert ein »Intermezzo«. Vor der Zeit wurde hier ein Plan erfüllt, etwas gleichsam »vollendet«, ein Wunsch, der Realität geworden ist. Nun kann man natürlich immer weiter wünschen, die Ruhelosigkeit des Menschen lässt sich nicht einfach anhalten; es ist der Preis der Freiheit, der immer wieder offenen, unbestimmten Zukunft, der uns über Geschehenes, Festgestelltes, Erfülltes hinaustreibt. **Eine wirkliche vollkommene Vollendung wäre das tatsächliche Ende des Menschen** und dementsprechend kennen wir sie nur als Grenze unseres individuellen Lebens. Ob dieses vollkommen, »erfüllt« war, »entscheidet« sein Ende, und bestenfalls wir mit ihm, in glücklich versöhntem Rückblick. Es mag zu »aufgeladen« erscheinen, unser heutiges Intermezzo mit solch »schweren« Gedanken zu belasten. Aber, was soll's!

Philosophen können nicht anders, das sollte den Einladenden bewusst sein, sie finden auch im anscheinend Peripheren, unbedeutend Vorüberziehenden Spuren verhaltener Bedeutsamkeit. Denn, wozu sollte man den überhaupt feiern, warum gibt man sich in unserer säkularisierten Zeit überhaupt noch diese aufwendigen, für die Pflichten des Alltags »nutzlosen« Einschnitte, die Zeit, Organisation und Geld kosten? Auch wenn wir alles nüchtern und rational betrachten – tatsächlich entbehren unsere Rituale nicht einer gewissen possierlichen Seltsamkeit, betrachtet man

sie aus den Winkeln des Verstandes – ganz austreiben lassen wir uns unser Bedürfnis nach Feiern offensichtlich nicht. Und selbst, die formalisierte Erstarrung umwehen noch die Sehnsuchtsklänge des Bewusstseins, etwas Besonderes, Herausgehobenes tun zu wollen.

10 Wenn uns schon der utopische Traum aller großen Vollendungen genommen werden muss, heißt dies, dass wir gänzlich verzichten müssen? Gibt es niemals und nirgendwo jenen Ort der Ruhe, an dem wir uns versichern können, unser Ziel erreicht zu haben; ausrasten können von den Anstrengungen, die nötig waren, um so weit zu kommen? »Wer rastet, der rostet«, wird uns sprichwörtlich vorgesagt, »die Konkurrenz schläft nicht«, »Stillstand ist Rückschritt«. Kaum ist etwas erreicht, scheint es schon gefährdet, wir müssen es absichern und Weiteres entwickeln. Das hat schöne Seiten, lässt uns in den offenen Raum der Kreativität hineingehen, unternehmerisch sein, uns lebendig fühlen. In gegenseitig belauernder Beobachtung sind wir aber auch imstande, uns alle gegenseitig hineinzutreiben in Aktionismus und eine Unrast, die immer »vorne« sein will, von der Angst getrieben, Verlierer zu werden, abzusteigen in Bedeutungslosigkeit. Das Erreichte ist immer noch zu wenig, zumindest verwehrt es in seiner Vorläufigkeit und Imperfektheit es zu genießen. Genuss müssen wir uns wohl von woanders her holen, abgetrennt von unserer alltäglichen Tätigkeit und Lebensbewältigung.

Die »Jubiläumsnull« repräsentiert das »Nichts« und das »Runde« und eignet sich in diesem Charakter besonders fürs Feiern, so sagte ich vorhin. Mit dem »Runden« haben wir weniger Schwierigkeiten, ein »runder Geburtstag« ist in der alltäglichen

Sprache gebräuchlich. Was aber ist mit dem »Nichts«? Philosophen der Antike waren aus logischen Gründen dafür, das Nichts als nicht existent zu betrachten, denn wenn es »etwas« ist, dann ist es eben nicht mehr Nichts. Auch wenn man dieser Logik schwer widersprechen kann, auffällig ist, dass dieses Nichts nicht bloß für die Mathematik unverzichtbar ist, sondern uns ständig begleitet. Machen sie einmal den Versuch, das Nichts aus dem täglichen Reden wegzulassen oder seine wienerische Radikalisierung nicht ernst zu nehmen, die in der Wendung zum Ausdruck kommt: »net amol gar nix«. Man muss auch gar nicht von »Ver-nichtung« reden, um seine Unverzichtbarkeit bemerken zu müssen. Das alles mögen sie sagen, mag eine ganz interessante philosophische Spekulation sein, was aber hat dies mit unserem Fest zu tun?

11 Wenn wir schon die großen »endgültigen« Vollendungen nicht schaffen, wie steht es mit den kleinen? Bleiben sie jener uns gemäße Ort, den wir immer wieder zu unserer Selbstvergewisserung aufsuchen müssen, bekommt Vollenden, Erreichen einen neuen Sinn? Wenn etwas in seiner Art vollendet, also »voll« ist, braucht es nichts mehr Zusätzliches; dieses »Werk« ist »vollbracht«; man kann es so nicht fortsetzen, nur mehr wiederholen. Mehr des Gleichen nebeneinander stellen.

In den »kleinen« Vollendungen, die wir uns durch Unterbrechung, Intermezzi, Feiern, Feste herstellen, die uns aus dem Normalfluss der alltäglichen Zeit »aussteigen« lassen, in ihnen vermitteln wir uns Sinn und Glück. So hieß es einmal schon nach getaner »Schöpfung« (»Schöpfen« heißt im Kärntner Dialekt arbeiten) und eintretender Ruhe: »Und er sah, dass es gut war«.

Geglückt mag so manches sein, gelungen Beabsichtigtes; Erfolge mögen sich eingestellt haben. Das »Gute« verlangt den Blick auf ein Ganzes, ein Insgesamt von Geschehnissen, die vorerst unverbunden nebeneinander liegen. Es braucht Rückschau, Reflexion, Nachdenken, das Bündeln vergangener Ereignisse. Es braucht Distanz, Entfernung von dringlichen Forderungen. Zwar schadet es uns nicht, wenn wir diese Reflexion uns ständig begleiten lassen – schließlich endet jeder Tag mit einem »Feier-Abend«; Müdigkeit und die Sorge für den nächsten Tag wollen aber oft Ablenkung, keine Beschäftigung mit Gewesenem und keine mit der drängenden Zukunft.

Feste und Feiertage waren daher früher auch verpflichtend vorgesehen, einerseits, um den Individuen einen Außenhalt zu geben, andererseits, um die Gemeinschaft, das Kollektiv sich selbst gewahr werden zu lassen. Nachfolgend wäre es Aufgabe jeder Institution, jeder Organisation, sich von Zeit zu Zeit der Sinnfrage, der Frage nach dem Guten zu stellen, die da schlicht lautet: »Wollen wir alles so, wie wir es uns eingerichtet haben?« So bringt diese Frage wiederum unser Wollen zur Geltung gegenüber dem Bestehenden, dem Sein.

Denn das Gute findet sich niemals nur verbunden mit diesem oder jenem Ereignis und Geschehen. Es bedarf einer Übereinstimmung: jener des gemeinsamen Willens mit seinen (vergangenen) »Werken«. Übereinstimmung bedarf zunächst der Differenz, der Betrachtung des Vorliegenden. Und die besten Zeiten für sie sind jene, in denen etwas zur Reife gelangt, seiner kleinen Vollendung entgegengeht. Die Frage, die Differenz, sie können in unserer komplexen Welt nicht mehr bloß an die Autorität von Institutionen, die sich für das Gute zuständig meinten,

delegiert werden. Wir müssen uns dafür eigene Feiertage einrichten, solche allerdings, in denen Selbstbefragung möglich, gestattet, auch organisiert wird; nicht solche, die in erstarrtem Ritual den gemeinsamen Willen nur im Bestehenden und dessen Bestätigung befestigen wollen.

Im Lakeside Park ist ein geplantes Vorhaben vorzeitig zu seinem Ende gelangt. Eine »kleine« Vollendung also? Ein Zeitpunkt der Reife, der die bestmögliche Gelegenheit bietet, der Frage, der Differenz, einer Sinngebung Platz zu schaffen? Freilich, die begrenzte Zeit dieses Festes hier könnte diese anspruchsvolle Aufgabe wohl nicht leisten. Die Selbstbezüglichkeit ist auch nicht einziges Ziel. Öffentlichkeit ist einbezogen, Außendarstellung verlangt. So mischt sich Vieles und lässt zwischendurch eher nur ahnen, worum es hinter dem sichtbaren Vordergrund gehen könnte.

Es ist aber nicht nur das heutige Ereignis, das in einer Rückschau Gelungenes feiert. Management und Geschäftsführung des Parks haben für eine verbreiterte Standortbestimmung gesorgt, mit der unser Institut beauftragt war. Unser zusammenfassender Bericht ist erschienen und wurde unseren Gesprächspartnern zugesandt. Er gibt die Selbstreflexion vieler »Lakesider« wieder. Es findet sich in ihr hohe Zufriedenheit mit Standort und Management, mit der »Marke« und der Ausrichtung; ebenso werden Wünsche in Richtung Optimierung geäußert. Die weitgehende Zufriedenheit und die zeitaufwendige Belastung im Alltagsgeschäft warnen vor Überforderungen in kultur- und identitätsbildenden »Zusatz«-Maßnahmen. Zögerlich ist man auch, was eigene Beteiligungen im Engagement für Zukunftsstrategien betrifft. Wer kann schon an der bisherigen Strategie etwas aussetzen, warum sollte sie nicht in gleicher Weise in die Zukunft hinein verlängert werden?

Der Tenor der Rückmeldung trifft sich anscheinend mit dem Charakter der »kleinen Vollendungen«. Die Zwiespältigkeit der Null, des Nichts wird spürbar. Es geht etwas zu Ende, der Plan ist erfüllt, es bedarf nichts mehr Zusätzlichem. Bestehendes kann optimiert werden und weil es gut ist, so gewollt wird, braucht es keine neuen Willensanstrengungen. Beruhigt ließe sich die Vergangenheit in die Zukunft hinein verlängern oder wie es oft bei Jubiläen heißt, »nur so weiter«. **Etwas, das glücklich zu Ende gegangen ist, will sein Ende perpetuieren, nichts anderes mehr, als sich selbst.** (Vermutlich denkt sich auch der globale Kapitalismus nach seinem »Sieg« über den Kommunismus an sein gelungenes, geglücktes Ende angelangt, das nun zu schützen und fortzusetzen sei).

Gleichbleibendes soll geschützt, erhalten werden, Wiederholung ist verlangt. In ihr findet das Erreichte Bestätigung (die Ideologie dazu heißt »Sachzwang«). Es gibt grundsätzlich kein erstrebenswert Neues. Auch wenn die Vervielfältigung des Gleichen den Anschein gibt, immer wieder Neues zu bieten. Damit gibt sie sich auch Wert und versichert sich des Guten. Fortschritts- und Produktionslogik haben uns verinnerlichen lassen, dass das Neue das Gute ist, nur weil es eben neu ist. So ist uns der Blick dafür verstellt, dass es sich zwar um Optimierungen, Weiterentwicklungen handeln mag, aber alles »im gleichen System« nach gleichen Gesetzen geschieht. **Das »wirklich« Neue hat sich an die Peripherie zurückgezogen** und irrlichtert von dort herüber.

Und dennoch, auf die Ruhelosigkeit der Menschen ist Verlass. Sie wollen sich nicht im Festgestellt-Gleichbleibenden abwickeln lassen. So ist das jeweilige Ende, auch wenn der Rückblick gut war,

eine Herausforderung, seinen »Möglichkeitssinn« zu aktivieren, die Differenz zu radikalieren. Sich auf das Abenteuer eines »zweiten« Nichts einzulassen. Was kann (ganz) anders sein, was wäre wirklich ein abweichendes Neues, was könnte die Fortsetzung im Gleichbleibenden unterbrechen. »Nichts mehr«, so heißt es, »ist wie früher«, und oft sind es erschütternde Ereignisse, die das ganz andere Neue auf den Weg bringen. Es zeigt die Geschichte, dass es uns eher passiert, als es gewollt wird, und verständlich ist unser Beharrungsvermögen allemal. Ein »Gewohnheitstier« heißt es, sei der Mensch; sich gern umhertreibend im Bekannten, Sicherem, Erwarteten. So kann auch gesagt werden, es sei ihm ein »sicheres Unglück lieber, als ein unsicheres Glück«.

Allen Veränderungswilligen, Reformfreudigen ist diese Haltung träger Masse ein Graus. Vor allem deshalb, weil man zur Veränderung auf viele angewiesen ist, die sich in Bewegung setzen müssten; die nur mühsam von der Stelle zu bringen sind, bereits einem zarten »Anschub« Widerstand entgegensetzen. Und so matchen sich oft die »Überflieger« mit den »Ewig-Gestrigen« und dieser Kampf braucht so viel Energie, dass alles so bleibt wie es ist. Es entspringt der Widerstand meistens aber nicht einer böswilligen Starrheit; auch nicht der puren Angst vor dem Unsicheren. Meist treffen zwei Aktivismen aufeinander, beide Seiten wissen, was getan werden muss und handeln auch danach. Die einen befestigen ihren Schutzwall, die anderen unterminieren ihn. Es fällt schwer, beiseite zu treten und sich gemeinsam die Situation anzusehen. Daher verhärten sich Positionen. Man fragt sich gegenseitig nicht mehr, was zu Ende gekommen ist, was einen Neu-Anfang im Unbestimmten verlangt, was sich bewährt hat und in Elementen

fortgeführt werden, wovon man sich verabschieden sollte. Daher sind alle unsere Veränderungen ein Hin- und Hergerren und manches gibt sich als Reform aus, was eigentlich als Rückfall bezeichnet werden müsste, gibt sich das Etikett des »Neuen«, weil dieses allein schon zu genügen scheint, es als das Bessere auszuweisen.

Ein Fort-Schritt ins tatsächlich Neue, Andere braucht seine Zeit, Ungewisses muss sich erst Gewissheit verschaffen und Abschied nehmen kann auch schmerzlich sein. Das zu Ende-Gekommene weiß sich in seiner Zeit, ist in ihr längst angekommen, muss nur dafür sorgen, dass die Bedingungen für seine Wiederholung immer wieder hergestellt werden (wie zum Beispiel »künstliche« Knappheiten zu schaffen und wenn es sein muss, durch Kriege).

Fortschritt braucht heute speziell seine Zeit, nicht nur deshalb, weil sich das Neue nur mühsam seinen Weg bahnt, sondern weil wir uns in einer historisch besonderen Situation befinden, die genauere Beobachtung und Überlegung einfordert; als eine eigene Zeit zum Nach- und Vordenken.

Ein erfolgreiches Kulturmodell, das »Modell Neuzeit« scheint in vielerlei Belangen an sein Ende gekommen zu sein, die auftretenden Probleme nicht mehr mit den alten Mitteln lösen zu können; vor allem deshalb, weil es gerade diese sind, die diese Probleme ständig hervorbringen. Nun hat sich dieses Modell gerade globalisiert und in unsere Denkgewohnheiten universell eingeschrieben; und alle von ihm erst jüngst Betroffenen wollen die Erfolge erreichen, die wir schon längst genießen. Dieses Programm krankt an vielfältiger Überforderung nicht nur der vorhandenen Ressourcen, sondern auch der Menschen und ihrer Lebensformen

(sinkende Lebensqualität, ungelöste Sinnfragen, Glücklosigkeit gerade dort, wo der Reichtum am größten ist).

Andererseits weist gerade diese Entwicklung die Attraktivität des Modells nach. Es muss sich um eine Erfolgsgeschichte handeln, wenn es für Viele erstrebenswert ist, sie ein- und nachzuholen. So treten die einen in diese Geschichte erst ein, während die anderen sich schon am Zenith befinden, ständig in der berechtigten Furcht lebend, dass die »Neulinge« einerseits für ihren Abstieg sorgen, andererseits das Überforderungsprogramm ausreizen, und auf diese Art für sein Ende sorgen. Die Situation beschreibt den Anfang einer »Übergangszeit«, die die Umrisse des Anderen öfters nur schemenhaft wie durch Nebelbänke wahrzunehmen imstande ist. **Übergangszeiten sind sozusagen »Zwischenzeiten«, beschreiben ein Nicht-Mehr, und ein Noch-Nicht.** Ihr Oszillieren belastet, das »Innehalten« in ihm ist nicht die reinste Freude, obwohl es der einzige Weg ist, auf dem man sich erfolgreich weiterbewegen kann.

Von der »Großwetterlage« zurück zu uns. Standortbestimmungen, Jubiläen, Feste, sind Daten, an denen aus dem gewöhnlichen Zeitablauf ausgestiegen wird, also besondere Zwischenzeiten, gute Gelegenheiten, sich mit der Widersprüchlichkeit der »kleinen Vollendung« zu beschäftigen. Soll das gelungene Ende sich in Wiederholungen erweitern und fortsetzen oder gibt es etwas ganz anderes, auf das man sich zubewegen will?

Die Basis ist gelegt, Geplantes wurde vorzeitig erreicht. Es kann gefeiert werden. Feste haben vielerlei Funktionen, selten macht man sich ihren inneren Widerspruch bewusst. Freudig will man gestimmt sein, stolz auch und dankbar. Bereits die Dankbarkeit

ist aber vielschichtig. Bei wem soll man sich bedanken und niemanden vergessen? An die 600 Namen sind eben projiziert worden, die zum Erfolg beigetragen haben; eine ungewohnte Methode der Ursachenstreuung. Meist wird jenen gedankt, die durch besondere Positionen ausgezeichnet sind, denen auch sonst überall gedankt wird. Die Hierarchie verlangt ihre Bestätigung.

Oder man bedankt sich bei den Initiatoren, Trägern, die für Zustandekommen und Weiterführung verantwortlich sind. Zwar blieb auch hier dieser Dank nicht aus, seine »Erweiterung« war aber auffallend. Auch das Danken ist in der »Übergangszeit« angelangt.

Recht besehen hat man nie genau gewusst, bei wem man sich bedanken soll, sind doch Menschen, Schicksale, Zufälligkeiten, Glück, der günstige Zeitpunkt das Ursachengemisch, das letztlich einen Erfolg herbeiführt. Wie all dies genau zusammenhängt, sich gegenseitig bedingt und beeinflusst, dies nachzuvollziehen übersteigt meist unser Kausalitätspotential; aber auch nur erklären zu wollen, wie 600 zusammenwirken und in welcher Form dies geschieht, lässt bald resignieren; selbst Betroffene werden sich vielleicht gewundert haben, ihre Namen aufgelistet zu finden. Aber wie schon Berthold Brecht fand, dass Napoleons Koch Mitursache für seine Erfolge in den Eroberungen gewesen sein muss, scheint sich auch hier die Ansicht bestätigen zu wollen, dass in größeren Unternehmungen, wie hier im Lakeside Park, viele zusammenwirken müssen, um dieses Ergebnis zu erreichen; und dass es Zuordnungshierarchien schwer fällt, die Danksagungen auf wenige zu konzentrieren und den Rest auszuschließen.

Die Kollektivisierung macht es zwar einerseits leicht, niemanden zu vergessen und damit zu kränken, andererseits kommt wohl auch ein geändertes (vielleicht demokratisches) Bewusstsein zum Ausdruck: die Akzeptanz der Beteiligung vieler bei großen Vorhaben, von der man sich allerdings vom Parkmanagement noch mehr wünschen würde. Wohlverständener Dank macht bescheiden, anerkennt seine Angewiesenheit auf viele »Mitstreiter«, auf gute Fügungen und dort und da auf glückliche Umstände. Dieses »Jenseits« bestimmter individueller Motive und kalkulierter Absichten ist es auch, was Dankbarkeit wirklich nötig macht, es lässt den **Erfolg auch als »Geschenk« verstehen.**

Das wussten frühere, meist religiös bestimmte Gesellschaften, auch wenn sie dabei dem Verdienst der Menschen oft nicht gerecht wurden. Ein Erntedankfest ist ein Lobpreis Gottes und seiner Natur, dem sich auch die »Grundherren« anschließen. Das undurchschaubare Ursachengemisch hat seinen »transzendenten« Namen; es kann nicht gelingen, es in einzelnen Menschen, in »irdischen« Kausalketten verankern zu wollen.

Es befriedigt den aufgeklärten Menschen diese transzendente Zuordnung nicht. Wissenschaft, Technik, Rationalität überhaupt haben vorgeführt, wo überall die Menschen Ursache sind, wo ihre Abhängigkeiten von allem Ungewissen aufgelöst werden kann; und sie haben vermeintlich auch die Gesetze der Natur erkannt, auch sie einer terra incognita entrissen. Die Ursache im Jenseits zu finden, galt bald als Ausflucht in ein »asylum ignoratiae«.

Tatsächlich musste es schwer fallen, an einer »Zentralursache« festzuhalten, wo sich Menschen immer mehr in ihrer »Selbstgesetzgebung (Autonomie) erkannten, und äußere Bevormundung zurückweisen mussten. Also machte man sich auf Ursachensuche und entdeckte, wie nicht anders zu erwarten, den Menschen und eine wissenschaftlich erforschte und erklärte Natur. Allzu weit durfte man sich allerdings vom alten Gott und den Göttern (Heiligen) nicht entfernen. Deshalb waren zunächst nicht alle Menschen gleich verursachend. Es mussten auch unter den Menschen »Götter« gefunden werden, denen man danken konnte, auch wenn man wusste, dass sie mit eingefahrenen Erfolgen oft recht wenig zu tun hatten; eher »jenseitig« waren. So ist das Selbstbewusstsein der Menschen doch noch nicht so ausgeprägt, sich als Ursache zu verstehen und Verantwortung zu übernehmen. Gern scheinen sie den »Mächtigen« den Vortritt zu lassen.

In unserer Übergangszeit ist die Säkularisierung der Aufklärung eher als Differenzierung des alten Feudalismus angekommen, der dafür sorgt, dass beispielsweise bei jeder Gelegenheit Politikern für das Verteilen von Steuergeldern gedankt wird, so als sei dies ein »Gnadenakt«. Aber auch hier findet eine Götterdämmerung statt. Es verliert sich zumindest der Mut, Dank auf sich allein zu beziehen und ihn dementsprechend einzufordern. Die Unsicherheit kann aber kompensiert werden und die Medien sind hier eine große Hilfe. Wenn man schon der Selbstverursachung nicht mehr so sicher ist, erweist es sich als günstig, möglichst überall dabei zu sein (Nachfolge des Allgegenwärtigkeitsattributs); so oft wie möglich bei Erfolgen aufzuscheinen, befestigt den eigenen und fremden Glauben, einen großen persönlichen

Einfluss ausüben zu können. Aber auch die frühere Zentralursache kam nicht ohne Bilder aus und diese fanden sich jedenfalls an allen »heiligen Orten«.

Feste sind eine besondere Form von Ritualen. Ein wenig bin ich vorhin auf das Ritual des Dankes eingegangen. Weitere Facetten kann ich hier nicht mehr in gebührendem Umfang ausführen. Da gäbe es noch die »Beschwörungsfunktion«, die »Selbstdarstellung« nach innen und außen, die »Zugehörigkeitsversicherung« verbunden mit Grenzsetzung, »Kontinuitätssicherung« gegenüber den Kontingenzen.

Vielleicht noch einige Gedanken zum Sinn von Ritualen; angebracht in einer Zeit, in der die alten Rituale zu erstarren drohen, sich in Orte der Vergangenheit zurückziehen oder einer durchschauenden Rationalität zum Opfer fallen, die nicht verstehen kann, was an Mehrwert sie unserem Leben bringen sollen. Tatsächlich hat auch das Sich-Überlassen an Rituale für den aufgeklärten Menschen etwas Irrationales an sich; erinnert an alten Zauber und religiöse Zeremonien; an ein »fremdbestimmtes« Geschehen, über das Priester und Zeremonienmeister wachen. Der Aberglaube sollte endlich der Geschichte angehören, es sollte genügen zu verstehen, wofür Rituale »erfunden« wurden, damit erübrigt sich wohl auch ihre Ausübung.

Auch wenn wir bemerken können, dass viele überkommene Rituale tatsächlich in formalisierter Struktur in ewig gleicher Wiederholung zu erstarren drohen (man betrachte etwa den Ablauf einer Messe und den Automatismus ihres Ablaufs – wer weiß übrigens heute noch, was das Zentrum, »die Wandlung« für uns bedeuten kann oder auf säkularem Gebiet Eröffnungen, Festabfolgen mit vorgeschriebener Rednerabfolgeliste), sie scheinen trotz

aller Aufklärung und Vernunft nicht ausrottbar. Auch wenn wir aus selbsthygienischer Distanz nicht in den Sog von Ritualen hineingezogen werden wollen, blicken wir doch versteckten Herzens immer wieder voller Sehnsucht auf jene, die sich in ungebrochen munterer Naivität ihnen überlassen können; spüren die Einsamkeit und Kälte des Nicht-Zugehörigseins. Freilich, es ist uns verwehrt, künstlich naiv zu sein, auch ist es nicht einfach, in zwei Welten zu leben; wir wollen auch nicht vereinnahmt, schon gar nicht durch Berufsritualisierer fremdbestimmt werden. Dennoch scheinen Rituale eine besondere Überlebensfähigkeit zu haben. Dafür muss es Gründe geben.

Zu betrachten ist zunächst trotz aller Aufklärung und Skepsis eine Differenzierung von Ritualen, geradezu eine »Vervielfältigung« ins Private, Individuelle hinein, wie zum Beispiel in die Lebensgestaltung von Vereinen, Organisationen. Was Jubiläen betrifft, könnte man fast von inflationären Tendenzen sprechen. So beschreibt dies mein Freund Michael Mitterauer und kommt zu einem nicht überraschenden Ergebnis: »Die Zahl der Anlässe für Gedenktage und Jubiläen hat in den letzten Jahrzehnten inflationär zugenommen. Firmen feiern Jubiläen genauso wie lokale Fußballvereine, die erste Publikation früherer Kultbücher wird genauso erinnert wie die Premiere einstmals beliebter Filme, Persönlichkeiten aus Unterhaltung und Showbusiness treten an die Seite historisch bedeutsamer Politiker und Künstler – nahezu alles und alle können Objekt des modernen Gedenkwesens werden. Mit dieser zunehmenden Beliebtheit verliert die Memorialkultur ihre Prägekraft für kollektive Identitäten. Jubiläen haben weniger gesellschaftliche Bindekraft als früher. Man kann sich ihrer Feier entziehen. Es geht bei ihnen vielfach

nicht mehr um die ›heiligen Anfänge‹ des Gemeinwesens und auch nicht um existenziell geglaubte Wendepunkte seiner Entwicklung. Jubiläen sind dadurch harmloser geworden, zugleich aber auch überflüssiger.« (aus »Gedenk-Zeiten« von Michael Mitterauer in: ZEIT – Montagsakademie, Ulrike Bechmann und Christian Friedl. Herausgeber, Seite 74).

Der Schluss ist nachvollziehbar. Wenn die frühere Aura der Rituale nicht mehr vorhanden ist, wozu braucht man sie noch? Ich bin hier nicht derselben Meinung und sehe auch hier die Rituale in der Übergangszeit angekommen. Richtig wird wohl sein, dass die inflationäre Vervielfältigung sie »harmloser« macht. Vielleicht ist das aber gerade ihr Sinn.

Bereits Mathias Claudius, protestantischer Priester und Dichter, hat sich wohl nicht so leicht getan mit den alten Ritualen; weil er sie wahrscheinlich als unverzichtbar ansah, hat er selbst welche »erfunden«. Für seine Familie zum Beispiel das »Eiszapfenfest«. Gefeierte wurde in und mit der Familie, wenn die Eiszapfen am Dach eine gewisse Länge hatten. Offensichtlich gab es damals noch keine milden Winter; jedenfalls wurde uns von Mathias Claudius über ein solches Malheur nichts berichtet.

Was aber dieses Beispiel bestens illustrieren kann, ist der spezifische Charakter eines »aufgeklärten« Rituals. Es ist einerseits »erfunden«, selbstgesetzt, der Freiheit des Menschen entsprungen, nicht mehr aufgezwungen, andererseits abhängig von der Natur, einem kalten Winter, der auch das Datum des Festes bestimmt. Was also macht das Ritual wahrscheinlich auch weiterhin unverzichtbar? Seine praktisch-symbolische Vermittlung zwischen Freiheit und Abhängigkeit; zwischen Wissen und notwendigem

Nicht-Wissen und dessen Bedeutung. Ob es nun die Zukunft ist, die nicht »versicherbare« Fragilität unseres Zusammenlebens unserer Gemeinschaften, die Dauerhaftigkeit von Bindung und Liebe und deren Gefährdungen, die notwendige Unsicherheit wichtiger Entscheidungen ist, letztlich begleitet uns immer Nicht-Wissen und der Verstand hilft uns dadurch, dass es dieses Faktum einsieht und anerkennt.

Zwar können wir aus Vernunft und Überlegung einiges an vorsorgenden Maßnahmen treffen, Versicherungen abschließen, um Unbillen des Schicksals im gemeinsamen Risikoausgleich aufzufangen, können Entscheidungsoptimierungen über »Bäume« und Simulationen vornehmen, Eheverträge schließen, es bleibt immer ein Rest. Auch eine »Er-lebens-Versicherung« garantiert noch nicht Todesaufschub, wie überhaupt nicht zufällig durch die ganze Menschheitsgeschichte hier die meisten und wirksamsten Rituale »erfunden« wurden. Im Tod radikalisiert sich nämlich der Widerspruch: Er ist – immer noch – das Gewisseste unseres Lebens, wir wissen aber nichts von ihm, auch wenn wir seinen Zeitpunkt aus Zweckmäßigkeitsgründen festlegen (Transplantation). **Wir wissen also nichts vom Gewissesten, wohl aber von seinen Wirkungen in unserem gesamten Leben.** Diese Widersprüche können im Denken nicht überwunden werden, zumal von all diesen Ungewissheiten unser Handeln, unsere Praxis betroffen ist.

Rituale sind selbst Praxis; es muss etwas »getan« werden, um die Widersprüche auszuhalten, abzuschaffen sind sie ohnehin nicht. Und immer wieder ist es nötig, sich seines Standorts in der Ungewissheit zu versichern, nicht blind in sie hineinzugehen. Den Blick frei zu machen für unser »Jenseits«,

das nicht einholbar und feststellbar ist. Wohl aber können wir ihm für unser Handeln Bedeutung geben, seine Wirksamkeit verstehen; sogar uns in ihr unserer sozialen Bindung versichern. Denn Rituale erneuern immer wieder jene Zusammengehörigkeit (nüchtern Kooperation genannt), der es bedarf, um auf dem Weg ins ständige Ungewisse Wegzehrung in Rückhalt und Unterstützung zu haben.

Fortschritt braucht Zeit; implizit war die ganze Zeit davon schon die Rede. Explizit noch Einiges zum Abschluss:

Dreifach kann das Zeitthema mit jenem des Fortschritts in Zusammenhang gebracht werden: Es ist erstens der Fortschritt selbst, der für sich Zeit in Anspruch nehmen muss. Es geht nicht alles von heute auf morgen, auch von unserer berechtigten Veränderungsresistenz war schon die Rede. So trivial dieser Befund ist, seine Ausprägungen und geradezu welthistorischen Wirksamkeiten sind es weniger. So war in der Religionsgeschichte die Menschwerdung Gottes meines Erachtens ein nicht zu unterschätzender Fortschritt der Religion, weg von einem monotheistischen autoritären Gottesbegriff; es kann durchaus bezweifelt werden, ob dieser Fortschritt in den christlichen Kirchen und beim »Gottesvolk« schon »angekommen« ist.

Die Idee der Aufklärung hat zu ihrer Verwirklichung ihre Zeit gebraucht und hat immer noch keine weltweite Verbreitung, ganz abgesehen von Rückfällen, gegenwärtigen Aushöhlungen und populistischen Verfälschungen.

Die Erde als »Kugel« war in der Antike längst entdeckt und musste viel später am Beginn unserer Neuzeit »wiederentdeckt« werden. Viele Erfindungen fristeten längere Zeit ein Kümmerdasein, bevor der Durchbruch gelang.

Aber nicht nur diachron lassen sich viele Phänomene aufzählen, die aufzeigen, dass Fortschritt Zeit braucht, synchron verschärft sich die Problemlage. Auf dem einen Gebiet gibt es Fortschritt, das andere bleibt zurück; so eilen Technik und Ökonomie voraus, lassen »Wohlstandsverlierer« zurück und zwingen das nachhinkende Rechtssystem in eine Daueranpassung hinein. **So ist wahrscheinlich eine be»mannte« Landung am Mars nur mehr eine Frage der Zeit, in Konflikten verhalten wir uns in unseren Mustern und Reaktionsformen sehr oft noch »steinzeitlich«.** Und trotz globalisierter Weltvereinheitlichung finden wir von »tribalen« Gesellschaftsformen bis zu »hochentwickelten« Zivilisationen immer noch ein buntes Nebeneinander, von dem wir in unserem Fortschrittszweifel nicht so recht wissen, sollen wir es schützen oder »weiterentwickeln«, aneinander angleichen.

Wie immer man hier bewertet, man kommt um die »historischen Ungleichzeitigkeiten« nicht herum und wird bei ihrem Aufeinandertreffen mit Widersprüchen und Konflikten konfrontiert. Wir wissen auch nicht so genau, ob es möglich ist, Zeiten zu »überspringen« oder zumindest Entwicklungen abzukürzen. Manche Länder Europas sind erst in jüngerer Entwicklung zur Nation geworden und stolz darauf, während andere trotz ihres Wissens um die fortschreitende Aufhebung nationalstaatlicher Macht nur mehr ihren Schein populistisch aufrecht erhalten.

Welche Verwerfungen schnelle Übergänge mit sich bringen, kann man sowohl in Afrika beobachten, wo nomadische und agrarische Lebensformen eingeschränkt und aufgelöst werden und Städte ohne Infrastruktur ständig weiterwachsen, wie auch im

realen Sozialismus und Staatsmonopolkapitalismus bei der Einführung der Marktwirtschaft, in der geschickte Funktionäre des alten Systems zur neuen Klasse der »Oligarchen« wurden.

Die Beispiele der »Großwetterlage« ließen sich in beliebiger Anzahl in unserem »Mikrokosmos« hinein weiterverfolgen: Im Verhältnis von Park und Universität, »alten großen Firmen«, Konzernen und Gründern et cetera. Es könnte vielleicht auch sein, dass die »Idee« eines Parks als ein Lebensraum gemeinsamer Kultur einem anderen Fortschrittsbegriff genügen will, als jenem, der einer wirtschaftlich-technologischen Fortschritts- und Wertfigur entspricht. An dieser Stelle würde sich aber ein weites Feld eröffnen und sich die Frage stellen, was denn heute Fortschritt eigentlich ist, ob nicht das traditionelle Verständnis korrigiert oder zumindest erweitert werden müsste. Beschließen wir diesen ersten Punkt mit einem Zitat von J. Nestroy: »Der Fortschritt ist halt wie ein neuentdecktes Land; ein blühendes Kolonialsystem an der Küste, das Innere noch Wildnis, Steppe, Prärie. Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, dass er viel größer ausschaut, als er wirklich ist«.

Zweitens: Bereits Johann Wolfgang von Goethe hat unsere geschichtliche Epoche als »veloziferisches« Zeitalter bezeichnet. Es ist seither wohl kaum »gemächlicher« geworden. Überall hört man von Zeitdruck, Zeitverdichtungen, Beschleunigungsprozessen; die Literatur darüber ist in den letzten Jahren gleichsam explodiert. Widerstände gegen diese Entwicklung formieren sich langsam, ihr Erfolg erscheint enden wollend. Was treibt uns ständig an, vermindert jene Lebensqualität, die wir uns historisch mühsam vorbereitet haben? Es ist üblich und nicht ganz falsch, die »Schuldigen« in der Ökonomie und Technologie

und vor allem ihrer Dominanz zu suchen. »Nicht die Größeren, sondern die Schnelleren gewinnen«, heißt es und es reüssiert im wirtschaftlichen Verdrängungswettbewerb tatsächlich jener, der in der gleichen Zeit mehr, womöglich auch besser produziert beziehungsweise mit seinem Produkt früher als der Konkurrent am Markt ist. Da alle unsere anderen gesellschaftlichen Systeme mehr oder weniger stark ökonomisch beeinflusst beziehungsweise abhängig sind, überträgt sich dieses Grundprinzip auch dorthin (jeder niedergelassene praktische Arzt wäre ökonomisch »dumm«, mit seinem Patienten allzu lange Anamnesegespräche zu führen).

Beschleunigungsprozesse finden wir also überall dort, wo betriebswirtschaftliches Kostenrechnen zu einer prioritären Grundausrichtung geworden ist (eine »Nebenfolge« ist die Umverteilung von Arbeit, immer weniger Menschen müssen die Arbeit übernehmen, die »Freigesetzte« früher innegehabt hatten; »Entlassungsproduktivität« wurde zwar in Deutschland zum Unwort erklärt, es trifft aber die Wirklichkeit; Personalkosteneinsparungen lassen die Aktien steigen).

Freilich hat man in der Wirtschaft auch schon wahrgenommen, dass die Ausrichtung auf zeitverdichtende und beschleunigende Kurzfristigkeit vielerlei negative Folgen nach sich zieht. Ebenso ist auch schwer zu leugnen, dass die Technologie vor allem die auch hier im Park angesiedelten Beschleunigungsprozesse unterstützt. Von der Dampfmaschine bis zur Mondrakete haben die Beschleunigung und Geschwindigkeitserhöhung aber bereits eine längere Vorgeschichte. Im Computer haben wir allerdings sozusagen annähernd das Ideal der Gleichzeitigkeit erreicht, früher ein »Gottesprädikat« und Traum aller Mystiker.

Natürlich wird immer wieder zu Recht betont, dass all diese Maschinen ja nur ein Angebot sind, es auf unserem Umgang mit ihnen ankommt. Wenn es denn so einfach wäre. Als Einzelner kann man sich schwer entziehen, ohne zum zivilisatorischen Analphabeten zu werden, in Kombination mit der vorerwähnten ökonomischen Dominanz erst recht nicht; die Vorteile weltweit »Gleichzeitigkeit« sind unübersehbar und müssen genützt werden. Also wird nichts mit dem »Handy-Abschalten«, Mails erst übermorgen beantworten et cetera. **Der Sog hat uns alle erfasst, und scheint auch psychologisch eine Attraktivität zu besitzen, die kulturprägend wirksam ist.**

Tatsächlich muss auch neidlos zugegeben werden, dass diese neue Technologie in mancherlei Hinsicht faszinierend ist (als stolzer Besitzer eines iPads kann auch ich davon berichten). Dass mit ihrer interaktiven Kommunikationsmöglichkeiten geschaffen wurden, deren Auswirkung wir nur langsam beginnen abzuschätzen. Vergessen sollte aber auch nicht werden, dass, was Geschwindigkeit und Gleichzeitigkeit anlangt, ein lang gehegter Menschheitstraum, der nicht erst in unserer Neuzeit entstanden ist, anscheinend in Erfüllung gegangen ist. Es wäre also zu kurz gegriffen, Ökonomie und Technologie allein vor den Vorhang zu zerren. Denn es gibt ein engeres, intimeres Verhältnis von Fortschritt und Zeit, das weit darüber hinaus ein kulturelles, ein ideologisches Fundament für diese Entwicklung darstellt.

Auf die Frage, was die Zeit ist, soll ein Theologe einmal gesagt haben, sie sei der »Anlauf zur Ewigkeit«. Woody Allen hingegen bemerkte: »Die Ewigkeit ist lang, besonders an ihrem Ende«. Der erste vermutet immer noch eine Zeit nach unserer irdischen Zeit, eine »eigentliche« Zeit, die als Ewigkeit ein Jenseits

konstituiert. Woody Allen hingegen ironisiert diese Vorstellung, indem er unseren Zeitbegriff in dieses Jenseits überträgt. Für den einen ist das Leben »Durchgangsstadium«, wobei der Anlauf Anstrengung zumutet, um glücklich hinüber zu springen, der andere gibt zu bedenken, dass sich die Ewigkeit, egal an welchem Ende, etwas in die Länge ziehen könnte.

Mittelalterliche Vorstellungen, unterstützt durch die darstellende Kunst, wiesen dieser jenseitigen Zeit auch einen Raum zu, Himmel und Hölle, und bevölkerten diese mit den Seligen und den Verdammten. Im »Jüngsten Gericht« wurde ja nach verbrachtem Leben den einzelnen Personen ihr Ort zugewiesen; wobei man im Leben sich nicht so ganz sicher sein konnte, wie der »unergründliche« Ratschluss Gottes ausfallen würde. Und auch wenn Priester und Theologen auf Unergründlichkeit und mögliche Gnadenakte hinwiesen, waren sie doch diejenigen, die eifrig interpretierten, Sündenkataloge verfassten und über die Rechtschaffenheit der Gläubigen wachten. In dieser Weise konnte man aus einem unbestimmten Jenseits, einer nachfolgenden Zukunft und einem letztlich nicht erkennbaren Gott über Offenbarung und Auslegung ganz trefflich das irdische Verhalten der Menschen organisieren und kontrollieren.

Zugleich liegt auch viel Tröstung und Beruhigung in dieser Trennung: Man kann das irdische »Jammertal« leichter ertragen, wenn nach gerechtem Leben das Paradies winkt; außerdem wird der Tod zu einer Zwischentappe, zu einem Ort einer Metamorphose, in dem Auferstehung stattfindet. Auch wenn bezweifelt werden kann, dass diese Vorstellungsschemata christlich sind, nach der Menschwerdung Gottes sogar obsolet, sie haben lange Zeit ein

Weltbild geprägt und sind auch heute trotz aller aufgeklärten Skepsis nicht verschwunden (im übrigen wird auch in säkularer Form diese Denkfigur immer wieder zur Geltung gebracht: Aus einer unbestimmten Zukunft Gegenwart zu bestimmen ist nicht nur ein beliebtes Feld der »Trendforscher«, sie findet sich in der vorgestellten »klassenlosen Gesellschaft«, die, liest man die Lehrbücher des Marxismus-Leninismus, dort nur die letzten Seiten mit vagen Andeutungen »ziert«, während vorher einige hundert Seiten aus ihr heraus genau wissen, was dies für die Gegenwart bedeutet; geschürte »Terrorangst« begründet ebenso die Kontrollverschärfung des Staates und seiner Organe, wie ein zukünftiges »Rest«-Risiko, wie schon der Name sagt, gegenwärtiges Handeln bis in die Bedenkenlosigkeit hinein ermuntert).

Diese säkulare Zukunft war aber zunächst noch nicht »entdeckt«; sie beschränkte sich auf die Umkehr des unmittelbar Handelbaren, die Sorge für die nächste Generation, für die Absicherung politischer Macht; die »eigentliche« Zukunft blieb jenseits und wird, wie uns Historiker versichern, als offene Fortsetzung eines sich weiter entfaltenden Diesseits erst im 16., 17. Jahrhundert »entdeckt«. Dieser Entdeckung ist einiges von bedeutenden Ereignissen vorhergegangen.

Die »neuen« (Natur-)Wissenschaften stahlen mit ihren Astronomien und Planetengesetzen der Religion ihren Himmel; die Seelen hatten plötzlich keine »Geographie« mehr. Man musste beginnen, den äußeren Raum in einen inneren zu verlegen, sich Himmelfahrt und Auferstehung nicht mehr als »Reise« in eine andere Welt vorzustellen. Die verbreitete Pestseuche ließ an Gottes Gnade zweifeln (zumal »unschuldige« Neugeborene dahin gerafft wurden

und als »Ungetaufte« nicht in den Himmel kamen) und förderte ein »Carpe diem«, eine Konzentration auf die »letzten« irdischen Freuden. Der Wert des Lebens bekam eine neue Bedeutung. Schließlich brachte das immer mächtiger werdende Bürgertum eine neue Denk- und Wertfigur ins Spiel: Seine Existenz verdankte man nicht mehr der Natur oder der Gnade Gottes, sondern seiner Arbeit, seinem Fleiß, seiner Leistung. Die Reformationen wollen die Menschen aus der jenseitsbegründeten »Geiselhaft« durch das Priestertum befreien, dem Gewissen und der Selbstbestimmung ihr moralisches Recht einräumen.

All dies zusammen und noch viel mehr hier nicht Ausführbares, lassen ein substanzielles Jenseits verblassen. Wichtig werden das gegenwärtige Leben und eine sich öffnende diesseitige Zukunft als Ort des Fortschritts, der Weiterentwicklung, der »unbegrenzten« Möglichkeiten. Die Ewigkeit wird in unsere Zeit hineingenommen, die ab nun als nach vorne gerichtete unendliche Dauer (»Pfeilzeit«), als Gefäß aller menschlichen Verwirklichungsträume verstanden werden soll. Fortschritt heißt, diese Zeit sinnvoll zu nützen, zu »füllen«, auf diese Weise die Menschheit weiterzubringen. Dass dies vorerst einmal und bis heute mit den Mitteln des Bürgertums geschehen ist, tut nichts zur Sache; Wissenschaft, Technik, Produktion sind jene Parameter, an denen der Fortschritt sichtbar wird, gemessen werden kann, das Existenzrecht der neuen Weltanschauung beweist. Die »Werkunsterblichkeit« tritt an die Stelle ihres früheren jenseitigen Pendant, und man muss sich im kurzen Leben beeilen, ihrer teilhaftig zu werden. Das Leben wird zur »letzten Gelegenheit«, wie Marianne Gronemeyer treffend formuliert.

Nun kann festgestellt werden, dass es auch in anderen und früheren Gesellschaftsformationen Fortschritt gibt. Hoch entwickelte Wissenschaft finden wir bei Indern, Babyloniern, Ägyptern, Griechen und auch die Römer hätten ohne Rechts- und Organisationsentwicklung ihr »Weltreich« nicht gründen und verwalten können. Entwicklungen geschahen aber in »Maßen« und oft über lange Zeit. In jedem Fall waren sie aber an einer Dauerhaftigkeit und inneren Stabilität interessiert, die sie sich über »transzendente« Begründung und der aus ihr abgeleiteten Macht zu sichern versuchten; Gewährleistungsinstanzen waren die Götter, eine »göttliche« Natur, »Gottkönige« (»geweihte« Macht), und eben auch eine »Ewigkeit«, die für eine Relativierung aller irdischen Fortschritte sorgte. Kein irdischer »Verdienst« konnte so groß sein, dass man sich damit das Himmelreich rechtmäßig erwerben konnte.

Der »Trick« der neuzeitlichen Weltanschauung ist es, die alten Begründungsinstanzen als Dauerhaftigkeitsgaranten abzuschaffen. An ihre Stelle tritt der menschengemachte Fortschritt. »Trick« sage ich deshalb, weil es kaum eine raffiniertere Weichenstellung für die Bestätigung der eigenen Ideologie gibt, als das dauernd Verändernde (den Fortschritt) zum eigentlich Dauerhaften zu machen. Damit wird klar, was über all seine produktive Seite hinaus Fortschritt bedeutet: Die Menschen werden in die Pflicht genommen, sich »zu bewegen«, »nach vorne zu schauen«, ihre Zeit zu nützen, sich zu entwickeln, lebenslang zu lernen, nicht stehen zu bleiben. (»Wer rastet, der rostet, Müßiggang ist aller Laster Anfang, Stagnation ist Rückentwicklung, ohne Fleiß kein Preis«; das dominante Sprichwort- und Phrasenrepertoire repräsentiert diese »Dauerhaftigkeit« des Fortschreitens).

Ursprünglich hieß Fortschritt Distanz von einem mittelalterlichen religiösen Weltbild, Aufklärung des »Priesterbetrugs«, Entwicklung von Wissenschaft, Rationalität, Vernunft. Im »Laufe« (!) der Zeit wendet sich der Fortschritt gewissermaßen »gegen« sich selbst. **Es genügt nicht mehr, wegzukommen von den »alten« Weltbildern, man muss auch ständig »von sich selbst wegkommen«. Es genügt nicht, irgendwo angekommen zu sein.** Was alles hat nicht die offene Zukunft noch als Chancen und Möglichkeiten in sich, die nach Verwirklichung rufen. Überhaupt ist das Kommende das Bessere, denn auch dadurch ist Fortschritt definiert; man wird doch nicht ein Schlechteres in Aussicht nehmen oder gar produzieren, das wäre mit dem Begriff unvereinbar.

Die als besser vorgestellte Zukunft treibt die Gegenwart an, verdichtet Zeit und forciert Beschleunigungsprozesse; so scheinen wir allmählich in einer Innovations- und Veränderungshysterie angelangt zu sein, die uns nicht nur ruhelos macht, sondern uns auch Genuss und Erfolgserlebnisse nimmt, diese brauchen nämlich ihre eigene Zeit des Innehaltens und Feierns. Das Neue ist per se das Bessere und auch das moralisch Gute (ein generalisiertes Analogon aus der Produktionslogik: Man wird doch nicht so dumm sein, etwas Schlechteres als das Vorhergehende herzustellen).

Die Wissenschaft und die Forschung leben in der asymptotischen Logik des »Noch-Nicht, Aber-Bald«, tun so, als ob es nur eine Frage der Zeit sei, bis die letzten Rätsel der Menschheit »gelöst« sind. Auch als Personen ruhen wir nicht in uns selbst, sind dauernd aufgefordert, zu neuen Ufern aufzubrechen, müssen uns als lebenslange »Unvollendete« begreifen, ständig unsere Vorläufigkeit

und Imperfektheit überwinden, um zugleich zu wissen, dass ein erreichtes Ziel nur einen flüchtigen Standort beschreibt. Fortschritt, Zeitverdichtung und Beschleunigung gehören demnach wie Zwillinge zusammen und es ist, abgesehen vom wirtschaftlichen Vorteil, einfach gut, möglichst rasch die bessere Zukunft zu erreichen. Da sie aber immer »aussteht«, ist das ein »Sisyphosprogramm«; dieser »Transzendenz« nachzulaufen macht »wunde Beine«; zeigt aber auf, dass die Erzeuger, die Eltern dieser Hoffnung, wohl auch in Todesüberwindungsphantasien zu suchen sind.

Es war zweifellos ein geniales Programm, die Menschen in dieser Form in die offene Zukunft zu jagen, den Ort des zu erwartenden Selbstversprechens. Hier konnten »Produktivkräfte« freigesetzt, eine Grenzenlosigkeit ins Auge gefasst werden, die erst so richtig die Macht und Freiheit dieser Menschheit begreifen ließ. Schon vorher war zwar viel über diese Freiheit spekuliert worden, jetzt aber wurde sie »tatkräftig«. Die Natur wurde zum »Material der Pflicht«, weltverändernd eingreifendes Denken zur neuen Aufgabe. Entdeckungen und Erfindungen tummelten sich nicht mehr bloß im Theoriereich der Spekulation, sie drängten nach außen; eine neue »Schöpfung« war angesagt (vorsichtigerweise sprachen die »ersten« Wissenschaftler von einer »Nachschöpfung« Gottes durch die Erkenntnis seiner vernünftigen ersten Schöpfung oder wie es dann heißen konnte: »Gott hat die Natur in mathematischen Lettern geschrieben«).

Was nun begann, sucht ihresgleichen in der Geschichte; die letzten vierhundert Jahre Weltveränderung hat weder Vorbild, noch Beispiel und dürfte in der Globalisierung die ganze Erde erfasst haben. In jedem Fall hat sie eine Attraktivität, der man sich kaum entziehen kann. Wer wollte schon auf die »Segnungen« dieses Fortschritts verzichten?

Und heute ist nicht, wie manchmal behauptet, der Fortschritt nur an Technik, Ökonomie und (Natur)Wissenschaft gebunden – auch wenn er dort am sichtbarsten ist. Dort einmal die Freiheit entdeckt, machte sie auch vor anderen Bereichen nicht Halt. Auch die Belange des Menschen sollten ihr aufgeschlossen werden und trotz aller grauenhaften Rückfälle ist die Idee der Demokratie, die Selbstbestimmung der Menschen über ihre Verfasstheit und ihr Recht nicht mehr über Bord geworfen worden. Es darf sogar behauptet werden, dass erst ein bestimmter Grad an ökonomischer Entlastung und Existenzsicherung eine demokratische Staatsform ermöglichen.

Was also soll die vorhergehende »Ideologiekritik«? Genügt es »zeitkritisch« über Zeitmangel, Zeitverdichtung und Beschleunigung zu klagen und im Fortschritt eine erste Ursache zu sehen? Wir beginnen zwar zu ahnen, dass nicht »alles so weitergehen« kann, sprechen von »Grenzen des Wachstums«, finden bei uns die Schuld für Klimaänderungen, für den Raubbau an Ressourcen, verdächtigen uns als »gierig« und damit krisenproduzierend. Wir scheinen nicht mehr so munter wie früher in die offene Zukunft hineinzuarbeiten zu können, entdecken eine neue »globale« Verantwortung für unsere Geschichte und unser Überleben.

In der Geschichte haben wir diese wohlweislich delegiert; an Gott, an eine »List der Vernunft«, schließlich an eine »invisible hand«, die noch heute als Marktfundamentalismus herumgeistert. Das Paradoxe ist nur: Gerade in dem Zeitpunkt, in dem wir unserer eingreifenden, verändernden Macht immer kritischer begegnen, würden wir von ihr weit mehr brauchen, um die oben genannte Verantwortung übernehmen zu können. Eine Macht über uns selbst, eine solche, die mit Erfolg Fehlentwicklungen entgegensteuern könnte. Internationale Organisationen haben sich hier zwar teilweise auf den Weg gemacht, ihr Erfolg ist zweifelhaft, auch deshalb, weil sie noch rundum dem »alten« System verpflichtet sind. Dieses scheint in seiner genialen Einseitigkeit seiner Vollendung (= seinem Ende) entgegenzugehen. Es häufen sich daher gegen diese Einsicht die Beschwörungsformeln, die uns ständig sachzwangverursachte Alternativlosigkeit einreden wollen.

Drittens: Fortschritt braucht Zeit. Bisher habe ich eher darüber berichtet, wie er sie braucht und verbraucht. Gibt es dazu eine Alternative? Ein weiteres Paradoxon taucht auf: Immer wieder hören wir, es sei bereits »fünf vor zwölf, wenn nicht schon darüber«. In fünf Minuten werden wir aber unsere »Weltprobleme« nicht lösen. Aber das Schema ist uns vertraut. Was nur in langfristiger Perspektive »gelöst« werden kann, die geduldige Arbeit der nächsten Generationen verlangt, wird in einem kurzfristigen Alarmismus verpackt. Langzeitdenken und dessen Organisation sind uns abgewöhnt worden, oder besser, wir haben es wahrscheinlich noch gar nicht gelernt. Ein weiterer Widerspruch wird sichtbar.

Obwohl wir gleichsam in eine unendlich offene »Langzeitukunft« aufgebrochen sind, denken und handeln wir immer noch im uralten Zeitschema; vorsorgend bestenfalls für unsere Kinder. Offensichtlich »bremst« unser Endlichkeitsbewusstsein langfristiges Vorsorgedenken. (»Was habe ich davon, wenn es mich nicht mehr gibt«; vielleicht wollen wir, trotz der Nachhaltigkeitsphilosophien, die besagen, dass es unseren Kindern nicht schlechter gehen soll als uns, dass es ihnen doch besser geht; sich aber für das Überleben der Gattung interessieren zu sollen, ist vielleicht ein Anspruch, der uns emotionell überfordert, wo Einsicht und Vernunft unseren »Körper« nicht erreichen.)

Im kurzfristigen Zeitschema reagieren wir jedenfalls im bekannten Muster, mit Aktionismus, der an allen möglichen Orten ausbricht, ohne eine Erdung zu bekommen (»als sie das Ziel aus den Augen verloren, verdoppelten sie ihre Anstrengung«). Zerstreuter Aktionismus ist auch zu schwach, um erfolgreich zu sein und so wechselt heftige Tätigkeit mit Resignation und unabweisbaren Ohnmachtsgefühlen.

Dieser Zustand der Kritik perpetuiert jene Macht, die aus der Kurzfristigkeit Profit schöpft. **Langfristdenken ist also angesagt, aber wie lernen wir dieses?** Ich habe vorher die geniale Einseitigkeit unseres Systems, unserer Ideologie beschrieben. Ihren Charakter näher zu beschreiben, fehlt hier der Platz (siehe auch: Heintel P.: Das Modell der Neuzeit. In: Global Marshall Plan Initiative (Hg.): Welt in Balance, Zukunftschance Ökosoziale Marktwirtschaft. Ulm 2004, Seiten 61–81, etc.).

»Genannt wurde die ökonomisch-technische Dominanz, die Selbstzweckform erreicht hat (»geht's der Wirtschaft gut ...«), und alle Lebensbereiche mit ihren Gesetzen durchdringt. Man müsste auch die Einschränkung des Arbeitsbegriffs und Erwerbsarbeit erwähnen, die Abkoppelung der Finanzwirtschaft von der Realwirtschaft; überhaupt die »religiöse« Bedeutung des Geldes (siehe: Heintel, P.: Zur religiösen Bedeutung des Geldes – dargestellt am Beispiel der Einführung des Euro und der Rolle der Banken. In: Kellermann, P. (Hg.): Geld und Gesellschaft. Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2005, Seiten 93–113); mit Krediten kann man Zukunft »kaufen«; sie ins »Jetzt« hereinholen, Zeitdauer verkürzen; die Zukunft schlägt aber auf ihre Weise zurück, indem sie bestimmt wird durch all die Konsequenzen, die eine Rückzahlung mit sich bringt; die Verwirklichung der Freiheit in der Produktion als Beantwortung vorhandener menschlicher Bedürfnisse, durch sie die »Versklavung« in Konsum- und Warenwelt, das Übergewicht von Konkurrenz gegenüber Kooperation. Alle diese Phänomene haben sich zu einem dichten, veritablen System zusammengefunden, in dem wir alle von ihm abhängige Insassen geworden sind. Und weil dies so ist, und das System sich weltweit etabliert, auch an Komplexität zugenommen hat, wird es tendenziell unsteuerbar.

So ist auch die Wendung vom »Zauberlehrlingsyndrom« nicht ganz von der Hand zu weisen. Einer weltweit notwendigen Steuerung stehen unsere »kleinräumigen«, alten Strukturen entgegen, die sich nur mühsam aus ihrer Vergangenheit lösen. Der Wert unserer Freiheit scheint sich zu verselbständigen und schlägt daher ins Gegenteil um.

Was einmal Freiheitsbeweis war, führt in selbstverschuldete Abhängigkeit, die uns ein Überschreiten der Systemgrenzen verwehrt. Nun war es aber gerade die Freiheit, die uns unsere Offenheit und Grenzenlosigkeit vor Augen geführt hat; ist sie dabei, sich selbst zu verschütten?

Es ist an dieser Stelle angebracht, an den Philosophen Hegel zu erinnern, der entgegen aller »Definierwut« der Wissenschaften (»was ist Freiheit«) an einem dialektischen Prozessbegriff festgehalten hat. In ihm bewegt sich Freiheit im Kreislauf dreier Momente: Sie ist erstens der Ort der Möglichkeit (frei sein heißt Optionen zu haben, sie vergleichen, abwägen zu können), sie ist zweitens der Ort der Bestimmung (man muss etwas tun, entscheiden, man kann nicht im unendlichen Reich der Möglichkeiten verharren) und drittens ist sie im Distanzieren und Reflektieren ihrer Selbstbestimmung, ihrer »Taten« dabei, wieder »zu sich selbst zurückzukommen«, sich wieder dem Raum neuer Möglichkeiten zu eröffnen. Denn in jeder Selbstbestimmung »veräußert« sich Freiheit, geht gewissermaßen zu Grunde, bleibt in ihrer »Materialisierung« hängen (»Selbstentfremdung). Es ist also notwendig, sie immer wieder zurückzuholen. (»Wollen wir es so, wie wir es uns eingerichtet haben«?).

Unser Fortschritt hat dieses Rückholmanöver immer wieder »überrollt«; seine unbezweifelbare Faszination hat das Nachdenken über ihn an den Rand gedrängt. Wahrscheinlich war das auch notwendig, um ihn nicht zu gefährden. Zu frühe Selbstzweifel können sich lähmend auswirken. Es scheint aber der Zeitpunkt erreicht, an dem wir gegenüber dem Zauberlehrlingssyndrom, dem Sachzwang unsere Freiheit wieder aktivieren müssen; individuelle Reflexion,

auch die verstreuten Gruppen, sind dafür nicht ausreichend. Es handelt sich wohl um ein kollektives Bildungsprogramm, das gleichsam ein gesellschaftliches »Moratorium« verlangt (ich nannte das in anderen Zusammenhängen das Etablieren einer »Systemtranszendenz«, in der ein neues anderes »Jenseits« der Menschen einen Ort findet).

Um also den Fortschritt nicht ihm selbst zu überlassen, beziehungsweise den mächtigen Profit-euren (»Leichenfledderer der Vollendung«), müsste eine andere Zeit gewählt werden, die einen »zeitweiligen Ausstieg« ermöglicht, uns mit uns wieder in Zusammenhang bringt. »Geh mit der Zeit, aber komm von Zeit zu Zeit zurück«, lautet ein bekannter Spruch, der diese Möglichkeit anvisiert. »Innehalten« wäre angesagt als jene »Zeit«, die eine Steuerung unseres Fortschritts vielleicht ermöglicht.

Damit sind wir wieder bei unserem Fest angekommen. Feste, wie vorhin schon beschrieben, waren immer schon Auszeiten zum Innehalten. Sie hatten bestimmte Funktionen zu erfüllen und dienten auch dazu, den Widerspruch zwischen Veränderung und Dauerhaftigkeit zu balancieren. Ihre Unverzichtbarkeit wurde dadurch bestätigt, dass ihr Stattfinden durch Institutionen gewährleistet, Inhalt, Gestaltung, Form meist streng ritualisiert vorgeschrieben waren. Kirchliche und politische Festveranstaltungen schrieben also der Gesellschaft ihre Auszeiten vor, Gemeinschaften wurden gewissermaßen durch äußeren Zwang immer wieder »vor-sich-selbst-gestellt«, an ihren Zusammenhalt, ihren Sinn erinnert.

Wie schon beschrieben, erweiterte sich diese Festkompetenz, verabschiedete sich aus den Institutionen und ging ihren Weg in Richtung »sozialer Autonomie«. Alle größeren und kleineren Gebilde menschlicher Verbindung konnten sich selbst ihre Feste geben neben den »hohen« Feiertagen, die in ihrem gesellschaftskonstitutiven Sinn immer mehr verblassten. Der äußere Zwang wurde daher auch immer lockerer, das Dabei-Sein nicht mehr Pflicht.

Feste aber in Autonomie zu übernehmen, den äußeren Zwang ersetzen zu müssen, heißt im Inneren, bei sich selbst anfangen zu müssen; selbst formgebend, gestaltend zu wirken. Man kann die Form nicht so ohne weiteres von woanders herholen. Damit betreten wir aber ein weißes Feld von Unsicherheit und Verlegenheit. Resignierte meinen sogar, wir hätten es verlernt, richtig zu feiern. Tatsächlich kommt auch Vieles noch steif in altem Pathos daher, manches unbeholfen suchend, dies und jenes selbstironisch aufgelockert; doch nur allzu oft kommt der Witz nicht an, vor allem bei jenen, die sich gerade Würde und Ernsthaftigkeit erwarten. So kann es oft auch befreiend wirken, wenn nach vollzogenem »Hochamt« zum »angenehmen« Teil, dem Buffet geschritten wird, wo sich die vorher durch Form und Ablauf zusammengezwungene Gesellschaft wiederum in informellen »Gesprächsgruppen« auflockert.

**Alles, was in Autonomie übernommen wird, erhöht Aufwand und Arbeit.** Bei sich selbst zu beginnen, die Funktionen eines Festes bei sich selbst zu überlegen und zu konkretisieren, damit Selbstbezug möglich wird, ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Festliche Stunden und Veranstaltungen sind ein Resultat, sie können schon aus Gründen ihrer zeitlichen Beschränkung den vorbereiteten Aufwand nicht

ersetzen. Letzteres betrifft nicht nur den organisatorischen Aufwand, die Zusammenstellung der VIP-Listen. Die Frage warum, wozu und was feiern wir eigentlich, ist gar nicht so leicht zu beantworten. Sicher, Erfolge sind genug Anlass, runde Zahlen allein wohl zu wenig. Unvermittelt stellt sich aber bei der Beantwortung – siehe die »kleinen Vollendungen« – immer wieder die Sinnfrage ein. Vor allem aber auch jene nach dem Anderen, dem Neuen oder der Fortsetzung, der Wiederholung. Nun mögen viele nicht zu Unrecht sagen, dass es mühsam sein wird, Feste mit diesen Auflagen zu belasten; man nimmt sich Spontaneität, die Unmittelbarkeit erlebter Freude. Das kann wohl sein; wobei ebenso bemerkbar ist, dass Hochstimmungen im Übergang zum Alltag oft in Katzenjammer enden. Ein »aufgeklärtes« Zeitalter, das Feste in die eigene Regie übernimmt, wird sich aber nicht so ohne weiteres diesen Unmittelbarkeiten ausliefern können. Moderne Rituale haben ihre alte Unschuld verloren, sind in sich reflexiv gebrochen. Kann man aus dieser Not eine Tugend machen?

Diesem Fest hier im Lakeside Park ist eine Standortbestimmung vorhergegangen. Individuelle und kollektive Selbstreflexionen haben über sich Auskunft gegeben; sich Zeit genommen, über den Park nachzudenken. Ein Innehalten war also schon vor dem Fest geboten. Auch wenn dieses »nüchterner« ist, das Material ist zusammengetragen, das wissen lässt, was man eigentlich gemeinsam feiern kann und soll. Der Sinn eines Fortschrittes definiert sich nie ausschließlich aus sich selbst (indem einfach auf die neuesten »Errungenschaften« hingezigt wird); er verliert sich nicht im »zufälligen« Detail. Ein »Insgesamt« steht zur Disposition und dieses war auch gefragt, bewegt die Gemüter der Verantwortlichen.

So ist auch dieses Fest nur eine Etappe der Selbstvergewisserung. Es ist zu vermuten, dass aufgeklärte Feste gut daran tun, vorgängiges und nachfolgendes Nachdenken zum Programm zu machen. Denn, wie Walter Benjamin gesagt hat, »Glück ist, zu sich selbst zurückzukommen und nicht zu erschrecken«. Der Weg heißt »Innehalten«. Entbergung des Sinnes im Vorhandenen.

Man muss sich nur an die verschiedenen Bedeutungen dieses schlichten Wortes halten, um zu wissen, was mit diesem Weg verbunden ist. Es ist die Aufforderung »Halt« zu machen, Abläufe zu unterbrechen, zeitweise auszusteigen. In diesem Halt soll man auch Halt bekommen, nicht weiter mitgerissen werden, die Ruhe haben, andere vorbeiziehen zu lassen. Auch »Anhalten« steckt im Wort; in einem Rückblick Spuren in die Zukunft finden. Wissen, welche Weichen bereits gestellt sind, wo man auf ein anderes Gleis wechseln kann. Im Anhalten können wir einen Weg zu uns selbst finden und nur die Verbindung mit dieser autonomen Letztinstanz schafft jene »Haltegriffe«, die uns freudig und mutig machen. Innehalten heißt also auch Halt in unserem Inneren zu gewinnen, unsere Tätigkeiten, Ausrichtungen, Zwecksetzungen dort zu verankern; sie zu erinnern. Wir sehen, Innehalten ist kein bloßes Stehenbleiben, Aussteigen, Verharren. Es ist eine bewegte Zeit, allerdings eine, die wir aus ihrer alltäglichen Bestimmtheit herausnehmen müssen.

Ich danke für diese Einladung zu einer Festrede und hoffe, dass ihres »Gedankens Blässe« ein gutes Kontrastprogramm zum Genuss, gestaltet durch Kärntner Haubenköche, dargestellt hat. Denn **Widersprüche sind des Lebens Würze.**

**Em.O.Univ.-Prof. Dr. Peter Heintel**  
Geboren 1940; Professor für Philosophie und Gruppendynamik am Institut für Philosophie der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt; von 1974 bis 1977 Rektor der Universität Klagenfurt; Tätigkeit als Organisationsberater in zahlreichen in- und ausländischen Institutionen, Organisationen, Unternehmungen; von 2003 bis 2005 Vorsitzender des Senats der Universität Klagenfurt; seit 2001 Mitglied des Institutes für Interventionsforschung und Kulturelle Nachhaltigkeit. Seit 10|2009 emeritiert.

Copyright © 2011

by Peter Heintel – alle Rechte vorbehalten

**Herausgeber**

Lakeside Science & Technology Park

Lakeside B01 | 9020 Klagenfurt | Austria | Europe

Telefon (+43-463) 22 88 22-0 | Fax (+43-463) 22 88 22-10

info@lakeside-scitec.com | www.lakeside-scitec.com

**Für den Inhalt verantwortlich**

Maria Mack

**Lektorat**

Beate Ummenhofer

**Visuelle Konzeption und Gestaltung**

Clemens Theobert Schedler | Büro für konkrete Gestaltung

**Druck und Bindung**

Druckerei Theiss GmbH

**Schrifttypen**

Titel in DTL Prokyon von Erhard Kaiser

Text in TEFF Collis von Christoph Noordzij

**Papier**

Munken Print Extra 1,5-fach, 115 g

**Auflage**

500 Exemplare im Juli 2011

**ISBN 000-000-000**

Printed in Carinthia